



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Planetenmenschen : 1. Geschichtliches.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Sendung Bids zu überzeugen, und als beides mißlang, brach der Prophet nach den Gebirgen südöstlich vom Todten Meer auf, wie Einige wissen wollten, um mit dort sich aufhaltenden Engeln Rücksprache über sein weiteres Verhalten zu nehmen, nach andern Berichten aber, um den Beduinen als dem „Volke Moab“ seine Lehre vorzutragen. Dort ist er verschwunden und verschollen. Wahrscheinlich schlugen ihn die Räuber des Jordanthales todt. Vielleicht ist er, von diesen Unholden ausgeplündert, in irgend einem Wüstenwadi verschmachtet. Seine Anhänger hofften, als ich in Jerusalem verweilte, noch immer auf sein Wiederkommen.

An andern hierher gehörigen mehr oder minder wunderlichen Verirrungen des gesunden Menschenverstandes, mehr oder minder prächtigen Seitenstücken zu unserm Sabbathaj Zevi ist kein Mangel. Aber wir wollen, denk ich, das tausendjährige Reich und seine Bürger nunmehr bei Seite lassen, um uns an etwas Greifbarerem und Nützlicherem zu erfreuen, an dem ebenfalls von vielen Guten lange ersehnten, endlich erstandenen deutschen Reiche, und es nach Kräften stärken, ausbauen, und festwurzeln zu helfen, auf daß es gleichermaßen tausend Jahre währe.

Planetenmenschen.

1. Geschichtliches.

Die Frage, ob außer der Erde auch andere Himmelskörper und zunächst die unseres Sonnensystems von menschenähnlichen Wesen bewohnt sind oder sein können, scheint im Vergleich mit andern Fragen der Naturwissenschaft eine untergeordnete, um nicht zu sagen, eine müßige zu sein. Dennoch ist sie nicht selten, und zwar selbst von sehr achtbaren Gelehrten und Philosophen, aufgeworfen worden, und lange vor der Zeit, wo man sich über das irdische Jammerthal und den unentfliehbarren Tod, dessen letztes Uebel, mit einem „Leben auf besseren Sternen“ zu trösten begann, hat man sie auf mehr oder weniger überzeugende Gründe hin bejahen hören.

Abgesehen von der altägyptischen Priesterweisheit, die nach neueren Untersuchungen von der Natur und den Gesezen des gestirnten Himmels mehr gekannt zu haben scheint, als man früher annahm, begegnen wir in den mythischen Dichtungen, die dem Orpheus zugeschrieben wurden, bereits der Mei-

nung, daß die Sterne bewohnte Welten wie die Erde seien. Anaximander und Anaximenes trugen dieselbe Ansicht vor, und für Anaxagoras war der Gedanke von der Bewohnbarkeit des Mondes geradezu ein philosophischer Glaubensartikel. Ähnlichen Vorstellungen huldigten die späteren Pythagoräer und Xenophanes, der Gründer der Eleatenschule. Petronius von Himeria schrieb ein Buch, in welchem er die Existenz von hundertdreißig bewohnten Welten behauptete. Plutarch berichtet, daß diese Lehre im fernem Südosten von einem wunderbaren Greise verkündigt werde, der sein ganzes Leben der Erforschung des Alls gewidmet habe, und der, nachdem er unter den Nymphen und Genien verweilt, sich alljährlich einen Tag an den Gestaden des Erythraïschen Meeres einfinde, um dort den Fragen von Fürsten und deren Råthen Rede zu stehen. Daß es gerade hundertdreißig bewohnte Himmelskörper geben sollte, gründete sich auf die Anschauung dieses weisen Greises, nach welcher die Welt ein Dreieck bildete, dessen Seiten jede sechzig Welten und dessen Ecken jede eine Welt bezeichneten, während sein Flächeninhalt der Sitz der Kraft aller Dinge und die Wohnung der Wahrheit war. Die Schule Epikur's lehrte gleichfalls eine Mehrheit bewohnter Welten, zu der ihr namentlich die Planeten gehörten. Metrodor von Lampsakos unter Anderen fand es ebenso widersinnig, nur eine einzige von geistigem Leben erfüllte Welt im unendlichen Raum anzunehmen, als zu behaupten, daß auf einem weiten Gefilde nur ein einziger Kornhalm wachsen könne. In gleicher Weise sprach Anaxarch sich gegen Alexander aus, indem er sich verwundern wollte, daß derselbe, da es doch so viele Welten gebe, nur eine mit seinem Ruhm erfüllt habe. Ein besonders eifriger Anhänger Epikur's, der Dichter Lucrez, glaubte fest an eine unermessliche Menge bewohnter Welten, die er indeß jenseits des uns sichtbaren Sternenhimmels versetzte, dessen Gestirne ihm nur Ausströmungen des Erdballs waren. „Wenn die Wellen der schöpferischen Materie“, sagt er, „in tausend verschiedenen Gestalten den Ocean des unendlichen Raumes durchwogen, sollten sie in ihrem zeugenden Ringen nur den Erdball mit seinem Himmelsgewölbe gebildet haben? Soll man glauben, daß die Weltmaterie jenseits des sichtbaren Himmels zu müßiger Ruhe verurtheilt sei? Nein, wenn die schöpferischen Elemente aus sich die Massen entstehen ließen, aus denen der Himmel, die Gewässer und der Erdball hervorgingen, so müssen diese Elemente die Materie auch in dem übrigen Raume Himmel, Meere, Erden und zahllose belebte Wesen geboren und Welten im Unendlichen ausgesät haben, die derjenigen gleichen, auf welcher wir die Aetherfluthen durchsegeln.“

Noch in den ersten Zeiten des Christenthums wurden ähnliche Lehren vorgetragen. Origenes spricht in seinem Werke über den Grund aller Dinge den Gedanken aus, daß Gott unzählige bewohnte Welten in wechselnder

Folge schaffe und wieder vernichte. Lactanz behauptete, daß der Mond bewohnt sei, und daß seine Bewohner in breiten, tiefen Thälern lebten. Die gnostische Secte der Valentiner bekannte sich nach einer Aeußerung des Irenäus zu der Ansicht Anaximander's. Das spätere Christenthum machte allen diesen Speculationen ein Ende. Nach ihm war die Erde der Mittelpunkt der Welt und die einzige, von denkenden und empfindenden Wesen bewohnte Welt außer dem Paradiese und der Hölle. Ueber die Erde spannte sich die feste Kuppel des Himmels, welche die Sterne wie eingeschlagne goldne Nägel trug, jenseits dieses Gewölbes war das Empyräum, eine Region voll Feuer, und darüber befanden sich Gott und das Paradies, während die Hölle unter der Erdscheibe brannte.

Erst als die Nacht des Mittelalters auch in andern Dingen dem Aufdämmern der neuern Zeit wich, wurde die Idee, daß es außer der Erde noch andere von Menschen oder menschenähnlichen Wesen bewohnte Welten geben müsse oder könne, wieder lebendig, und unter Anderen wurde dieselbe von Nicolaus Cusanus, von Giordano Bruno, der dafür wie für andere ketzerische Meinungen mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen bestraft wurde, von Michel de Montaigne, von Galilei, Tycho de Brahe und Kepler, endlich von Descartes und seiner Schule vertreten. Letzterer meint zwar, es würde vermessen sein, eine Mehrheit bewohnter Weltkörper im System der Sonne oder dem der Fixsterne mit Bestimmtheit zu behaupten, er setzt aber sogleich hinzu, da die Planeten unsrer Erde an Beschaffenheit gleich seien, so dürfe man sie wohl mit Recht auch für bewohnt halten. Ferner gehören hierher aus dem siebzehnten Jahrhunderte noch David Fabricius, der mit eignen Augen Mondmenschen gesehen haben wollte, Otto v. Guericke, der Erfinder der Luftpumpe, Peter Gassendi, der englische Bischof Wilkins, der eine Abhandlung „Ueber den bewohnbaren Mond“ schrieb, und der Philosoph J. Locke. In Frankreich verfaßte in dieser Periode Pierre Borel einen seltsamen Tractat, der bewies, daß die Sterne bewohnte Welten seien wie die Erde, daß die letztere nicht im Mittelpunkt des Alls, sondern im dritten Himmel sich befinde, und daß sie sich um die feststehende Sonne bewege. In England veröffentlichte J. Godwin ein Buch: „Der Mensch im Monde oder die von Dominik Gonzales, einem spanischen Abenteurer, unternommene Reise in die Welt des Mondes“, und diesem folgte Cyrano de Bergerac, der Hervorragendste unter Allen, die astronomische Gegenstände in Romanen behandelt haben, mit seiner „Reise in den Mond“ und seiner „Geschichte der Staaten in der Sonne“.

In die Uebergangszeit zum nächsten Jahrhundert fällt Fontenelle mit seiner der Marquise de la Mélangère gewidmeten „Unterhaltung über die Mehrheit von Welten“, einem Buche, welches weniger wegen seiner Ansprüche

auf Wissenschaftlichkeit als wegen seiner hübschen Einfälle und geistreichen Sprache Aufsehen machte und eine bedeutende Wirkung übte. Zehn Jahre nach dem Erscheinen dieser Schrift schrieb Huyghens, der Entdecker der Saturnringe, seinen „Weltbeschauer“, in welchem Werke er die Frage der Bewohnbarkeit der Himmelskörper ernstlich behandelte. Er giebt einestheils eine Darstellung des Planetensystems, wobei er mit einem Aufwande großer Gelehrsamkeit zeigt, in welcher Lage sich die Bewohner jedes einzelnen Planeten befinden müssen, und sucht andernteils seine Meinung, daß die Planetenmenschen sowohl in physischer als in intellectueller und moralischer Hinsicht uns Erdenmenschen ähnlich seien, durch verschiedene Argumente zu begründen. Nach seiner Ansicht „wachsen und vervielfältigen sich die Gewächse und Thiere auch dort wie auf der Erde“. „Die Menschen, welche die andern Planeten bewohnen, haben denselben Geist und Körper wie die, welche auf der Erde leben, ihre Sinne sind den unsern ähnlich, sie sind ihnen an Zahl gleich und dienen demselben Zwecke.“ „Sie haben Hände wie wir, um mathematische Instrumente anzufertigen und Gegenstände des Gewerbleißes.“ „Der Kleider bedürfen sie ebenfalls, Handel, Krieg, die verschiedenen Bedürfnisse und Leidenschaften des Menschen finden sich dort wie hier, die Planetenbewohner bauen sich Häuser nach Art der unsrigen, sie verstehen das Seewesen und treiben Schifffahrt, kennen gleich uns die sicheren Regeln der Geometrie, die Lehrsätze der Mathematik, die Gesetze der Musik, pflegen die schönen Künste — kurzum, sie sind das getreue Abbild der Menschheit dieser Erde.“

Im achtzehnten Jahrhundert angelangt, haben wir als Vertreter der Meinung, daß außer der Erde auch die andern Himmelskörper bewohnbar oder bewohnt seien, zunächst Bayle, Leibniz, Bernoulli, dann Isaac Newton in seiner „Optik“, Christian Wolff in seiner „Allgemeinen Kosmologie“, William Derham in seiner „Astrotheologie“, Xavier Gimmart in seiner „Abbildlichen Beschreibung der neuen Beobachtungen der Sonne“ und den Theosophen Immanuel Swedenborg mit seinen „Himmllischen Geheimnissen“ zu verzeichnen.

Letzterer schreibt nach Visionen, die ihn nach verschiedenen „Erden im gestirnten Himmel“ geführt haben. Von der ersten derselben sagt er u. A.: „Ich sah dort viele Wiesen und Wälder mit Bäumen voll Blätter, auch Schafe, die Wolle trugen. Nach diesem sah ich etliche Einwohner geringeren Standes, die fast wie die Bauern in Europa gekleidet waren. Ich sah auch einen Mann mit seinem Weibe, diese hatte eine schöne Gestalt und ein ehrbares Wesen, der Mann gleichfalls, er schritt würdevoll und mit fast stolzem Gange einher, das Weib aber demüthig. Die Engel sagten mir, daß dieß Brauch auf jener Erde sei, und daß derartige Männer geliebt werden, weil sie doch gut sind. Es wurde mir auch gesagt, daß sie nicht mehrere Weiber

haben dürfen, weil dies wider die Geseze sei.“ Von der vierten Erde aber berichtet er u. A.: „Als einst ein Geist, der auf unsrer Erde Vorsteher und Prediger gewesen, bei den Menschen war, welche Kleider tragen — es giebt dort nämlich auch unbekleidete Menschen — erschien eine Jungfrau mit äußerst schönem Angesicht, sie trug ein schlichtes Kleid, der Rock hing wohlanständig hinten herab, und die Arme waren bedeckt, ihr Koppspuß war sehr schön in Gestalt eines Blumenkranzes. Als der Geist diese Jungfrau gesehen, gefiel sie ihm, und er redete mit ihr und nahm sie bei der Hand. Da sie aber merkte, daß er ein Geist und nicht von ihrer Erde war, schlich sie sich von ihm weg. Darauf erschienen ihm zur Rechten mehrere andere Frauenspersonen, welche Schafe und Lämmer weideten, die sie dann zur Tränke führten, sie waren wie jene gekleidet und hatten Hirtenstäbe in den Händen. Die Gesichter der Weiber waren rund und schön, die der Männer fleischfarbig, nur mit dem Unterschied, daß der äußere Theil ihres Angesichts schwarz, die Nase aber mehr schneeweiß als fleischfarben war.“

Natürlich in sehr anderm Stil und Geist erklärte sich Voltaire in seinem „Mikromegas“ und seinen philosophischen Fragmenten für eine Mehrheit bewohnter Welten. Ihm reihen sich Buffon in seinen „Epochen der Natur“, Condillac in seiner „Logik“, Diderot und die hauptsächlichsten Mitarbeiter an der „Encyclopädie“ ungeachtet des Ausspruchs d'Alembert's: „Man weiß nichts darüber,“ ferner Immanuel Kant in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte des Himmels“, dann die Astronomen Bode in seinen „Betrachtungen des Weltalls“, Lalande, Laplace, William Herschel, Brewster, endlich die Dichter Marmontel, Bernardin de Saint-Pierre, Young und Thompson an; auch die Schule der Fourieristen erging sich in allerlei zum Theil sehr seltsamen Speculationen über diesen Gegenstand.

Der Vater der neuesten Deutschen Philosophie äußerte sich in dem angeführten, 1755 erschienenen Werke folgendermaßen: „Der Stoff, woraus die Einwohner verschiedener Planeten, ja sogar die Thiere und Gewächse auf denselben gebildet sind, muß überhaupt um desto leichter und feinerer Art und die Elasticität der Fasern sammt der vortheilhaften Anlage ihres Baues um desto vollkommener sein, nach dem Maße als sie weiter von der Sonne abstehen.“ — Dann: „Wir werden mit mehr als wahrscheinlicher Vermuthung schließen können, daß die Trefflichkeit der denkenden Naturen, die Hurligkeit in ihren Vorstellungen, die Deutlichkeit und die Lebhaftigkeit der Begriffe, die sie durch äußerlichen Eindruck bekommen, sammt dem Vermögen, sie zusammenzusetzen, endlich auch die Behendigkeit in der wirklichen Ausübung, kurz der ganze Umfang ihrer Vollkommenheit unter einer gewissen Regel stehen, nach welcher dieselben nach dem Verhältniß des Abstandes ihrer Wohnplätze von der Sonne immer trefflicher und vollkommener

werden.“ — Ferner: „Wir wollen die Muthmaßungen nicht über die einer physischen Abhandlung vorgezeichneten Grenzen erstrecken. Wir bemerken nur nochmals die oben angeführte Analogie: daß die Vollkommenheit der Geisterwelt sowohl als der materialischen in den Planeten von dem Merkur an bis zum Saturn oder vielleicht noch über ihn (wosfern noch andere Planeten sind) in einer richtigen Gradfolge nach der Proportion ihrer Entfernung von der Sonne wachse und fortschreite.“ Dieser Theorie zufolge sind die Bewohner der unteren Planeten Merkur und Venus vielleicht noch zu materiell, um vernünftig zu handeln, und ihre geistigen Anlagen noch nicht so weit ausgebildet, um sie für ihre Handlungen verantwortlich zu machen. Die Bewohner der Erde und des Mars leben in einem Mittelzustande zwischen Unvollkommenheit und Vollkommenheit, in fortwährendem Kampf der Materie, welche den niedern Instincten zugewendet ist, mit dem Geiste, welcher dem Guten sich zuneigt, einem Zustande, der um so wahrscheinlicher ist, da beide in ihren astronomischen Verhältnissen ähnliche Planeten denselben Gang in einer mittleren Region der Sonnengruppe einnehmen. Die Bewohner der entfernteren Planeten vom Jupiter an bis zu den Grenzen des Systems, das der Philosoph, erst später gemachte Entdeckungen ahnend, über den Uranus hinaussetzt, erfreuen sich eines Zustandes höherer Vollendung und Glückseligkeit. In Betreff der Bewohner des Jupiter bemerkt Kant, daß die auf diesem Planeten herrschenden Lebensbedingungen mit dem Zustande der Erdenbewohner unverträglich sein würden. „Die Sehröhre lehren uns,“ sagt er, „daß die Abwechslung des Tages und der Nacht auf dem Jupiter in zehn Stunden geschehe. Was würde der Bewohner der Erde, wenn er in diesen Planeten gesetzt würde, bei dieser Eintheilung wohl anfangen? Die zehn Stunden würden kaum zu derjenigen Ruhe zureichen, die diese grobe Maschine zu ihrer Erholung durch den Schlaf gebraucht. Was würde die Vorbereitung zu den Verrichtungen des Wachens, das Kleiden, die Zeit, die zum Essen angewandt wird, nicht für einen Antheil an der folgenden Zeit abfordern, und was würde eine Creatur, deren Handlungen mit solcher Langsamkeit geschähen, nicht zerstreut und zu etwas Tüchtigem unvermögend gemacht werden, deren fünf Stunden Geschäfte plötzlich durch die Dazwischenkunft einer ebenso langen Finsterniß unterbrochen würden? Dagegen, wenn Jupiter von vollkommneren Creaturen bewohnt ist, die mit einer feineren Bildung mehr elastische Kräfte und eine größere Behendigkeit in der Ausübung verbinden, so kann man glauben, daß diese fünf Stunden ihnen Ebdasselbe oder mehr sind, als was die zwölf Stunden des Tages für die niedrige Klasse der Menschen betragen.“

Unter den Astronomen hat Bode eine ähnliche Ansicht in seiner „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels“ geäußert. Er sagt: „Viel-

leicht giebt es Weltkörper von unvollkommenern Wesen, als wir Erdenbürger sind, bewohnt, dahingegen andere mit Bewohnern von weit höheren Fähigkeiten des Geistes und größeren Behendigkeiten des Körpers besetzt sein mögen. Scheint es nicht unbegründet zu sein, was Lambert, Kant, Bonnet und andere Philosophen annehmen, daß die Seelenkräfte vernünftiger Geschöpfe nach den verschiedenen Graden der Feinheit der körperlichen Materie, welche ihr denkendes Wesen einschließt, nicht unmerkliche Abänderungen erleiden können, daß diese sich nach dem verschiedenen Abstände der Planetenkugeln von dem Mittelpunkte ihres Systems richten und mit den zunehmenden Entfernungen von demselben sich veredeln; so giebt dieß eine ordentliche Stufenfolge der Vollkommenheiten der organischen und lebendigen Geschöpfe auf den planetischen Kugeln unseres und aller übrigen Sonnensysteme. Nach dieser Vorstellung wären also überhaupt die irdischen Stoffe, woraus ihre vernünftigen Bewohner, ja selbst Thiere und Pflanzen geformt sind, um desto leichter, feiner und elastischer, auch in der Zusammensetzung desto vortheilhafter geordnet, weniger der Hinfälligkeit unterworfen und vornehmlich die Körper denkender Wesen zum freien Gebrauch der Seele um desto geschickter, je weiter der Planet vom Mittelpunkte seines Systems oder seiner Sonne entfernt ist. Giebt es nun unzählbare Sonnensysteme, welche sämmtlich mit einander in Verbindung stehen und sich endlich zusammen auf eine gemeinschaftliche Centralsonne oder auf einen im Mittelpunkte ihrer systematischen Verfassung befindlichen Körper von ungeheurer Masse beziehen; so müssen die Denkkräfte aller vernünftigen Weltbewohner um soviel erhabener sein, und in der Ausübung rascher von Statten gehen, je weiter sie von diesem gemeinsamen Mittelpunkte entfernt sind. Welch eine erstaunliche Gradfolge in den Fähigkeiten und Anwendungen der Seelen- und Lebenskräfte wird demnach nicht die organisirte lebendige und gedankenfähige Schöpfung einschließen! Auf dieser unmeßbaren Stufenleiter der Dinge sind die vernünftigen Geschöpfe der niedrigsten Klasse vielleicht kaum mehr als körperliche Materie, die auf den erhabensten aber werden den geringsten unter den höheren unkörperlichen Verstandeswesen zunächst angrenzen.“

Nach diesen philosophischen Betrachtungen unsres Gegenstandes lassen wir wieder einige Proben der Phantasten folgen, in denen sich Dichter und Halbphilosophen über denselben ergangen haben. Eine sehr poetische Beschreibung des Planeten Venus, die in Bernardin de Saint-Pierre's „Harmonien der Natur“ zu lesen ist, mag den Anfang machen. Der Verfasser von „Paul und Virginie“ sagt: „Die Venus muß mit Inseln übersät sein, deren jede reich an Felsbergen fünf oder sechs Mal höher als der Pic von Teneriffa ist. Die von denselben sich ergießenden glänzenden Wasserbäche benehen und erfrischen ihre mit Grün geschmückten Ufer. Ihre Meere müssen

zugleich das erhabenste und anmuthigste Schauspiel gewähren. Man denke sich die Gletscher der Schweiz mit ihren Stepbächen, Seen, Matten und Fichten mitten in das Südmeer, man stelle ihnen an die Seite die mit Weinstöcken und allerlei Fruchtbäumen bekränzten Hügel am Ufer der Loire, man versetze an ihren Fuß die Gestade der Molukken mit ihren Hainen geschmückt mit Bananen, Muskatbäumen und Nelkensträuchern, deren süßen Duft die Winde weithin tragen, man bevölkere dieselben mit Colibris, Turteltauben und prachtvollen Vögeln von Java, deren Gesang und liebliches Flüstern vom Echo zurückgegeben wird. Man vergegenwärtige sich die von Kokospalmen beschatteten, mit Perlenmuscheln und Bernstein bedeckten Ufer, die Sternkoralle des indischen Oceans, die Korallen des Mittelmeeres in ununterbrochenem Sommer bis zur Höhe der höchsten Bäume wachsend, inmitten der sie bespülenden Meere und während einer vierundzwanzigtägigen Ebbe und Fluth sich erhebend und senkend und ihre Scharlach- und Purpursarben mit dem Grün der Palmen mischend, endlich Ströme klaren Wassers, welche jene Berge, Wälder und Vögel wieder spiegeln und während der zwölfstägigen Ebbe und zwölfstägigen Fluth von Insel zu Insel gehen und kommen — und man wird nur ein schwaches Bild von den Landschaften der Venus haben. Da die Sonne zur Zeit der Sommerwende sich mehr als 71 Grad über ihren Aequator erhebt, so muß der Pol, den dieselbe erhellt, eine weit angenehmere Temperatur haben, als unsere mildesten Frühlinge gewähren. Die langen Nächte dieses Planeten werden zwar nicht durch Monde erhellt, aber Merkur durch seinen Glanz bei seiner Nähe und die Erde durch ihre Größe ersetzen der Venus die strahlenden Monde. Die Bewohner der Venus, von einem dem unsern ähnlichen Wuchse, da sie einen Planeten bewohnen, welcher der Erde an Größe fast gleich steht, aber in einer beglückteren Himmelsgegend wandelt, müssen ihre ganze Zeit der Liebe widmen. Die Einen, auf den Bergen Heerden weidend, führen ein Schäferleben, die Andern ergötzen sich an den Gestaden ihrer fruchtbaren Inseln durch Tanz, Festmahle und Gesänge oder kämpfen um Preise des Schwimmens gleich den glücklichen Inselbewohnern von Tahiti.“

Im Gegensatz hierzu ist Saturn übel weggekommen. Schon der Pater Athanasius Kircher, der ein Jahrhundert nach Copernicus seine „Verzückte Himmelsreise“ schrieb, in welcher er beiläufig Fragen erörtert, wie die, ob das Wasser auf der Venus sich zur Kindertaufe eigne oder ob der Wein, der in den Weinbergen des Jupiter geerntet werde, beim Sacrament der Eucharistie sich verwenden lasse, weiß nur Düsteres von ihm zu berichten. Er gewahrt auf ihm „finsterblickende Greise, welche, in Trauergewänder gehüllt, langsam dahin schreiten und Leichensackeln schwingen. Ihre hohlen tiefliegenden Augen, ihr bleiches Antlitz und ihre gefurchte Stirn bekunden, daß sie Diener der Rache

sind, und daß dieser Planet böser Einwirkungen (auf die Menschheit der Erde) voll ist". Neuerdings aber hat Victor Hugo noch Schauerlicheres von ihm phantastirt, wenn er singt:

„Saturn, ein Riesenball, ein Stern mit Todesstrahlen!
Des Himmels Pest! Ein Kerkerpfehl der finstern Nacht!
Ein Reich verflucht zu Noth, zu Pein, zu Qualen!
Der Hölle Frost und ew'ge Nacht!“

So geht es noch drei Strophen weiter. Seine Ringe kreisen „gierig lodend“ um ihn, an seinem „ehernen Himmel wohnen die Schrecken“, „die Sonne flieht vor ihm“, die andern Welten „schauen zu ihm, dem Quell des Jamers, zitternd hin“.

Sehr wunderlich sind die Behauptungen, die Fourier und seine Schule sich von den Planeten und ihrem Leben zusammenphantastirt haben. Nach ihrer Meinung sind die verschiedenen lebenden Organismen, die Menschen, Thiere und Pflanzen Erzeugnisse von Ausströmungen aus den magnetischen Polen der Planeten, auf denen sie sich befinden, und die selbst belebte Wesen sind. Da jeder Planet seine besonder Seele, seine eigene Sinnesart, seine nur ihm zukommenden Leidenschaften und Triebe besitzt, so folgt, daß die Bevölkerung eines jeden seinem Charakter entspricht. Der Mensch steht keineswegs höher als das Gestirn, das er bewohnt, im Gegentheil wird die Menschenseele von der Seele ihres Planeten beherrscht, die ihn mit dem Schöpfer verbindet. Die Planeten leben und sterben wie alle andern Wesen, beim Hinscheiden unserer Erde wird deren Seele alle Menschenseelen mit sich führen und emporheben, damit sie eine neue Laufbahn auf einem andern Weltkörper beginnen, z. B. auf einem Kometen, der dann verdichtet und geebnet sein wird. Die Welten bilden eine himmlische Rangordnung nach den Gruppen oder Universen, deren Glieder sie sind. Die Menschheit des Saturn z. B. ist sehr vorgeschritten, was der strahlende Ring, eine Art Heiligenschein, andeutet, der diesen Planeten umgiebt, und den unsre Erde ebenfalls bekommen wird, sobald die Menschheit derselben in die Zeit der allgemeinen Harmonie eingetreten sein wird. Das Grundgesetz der Welt ist die Liebe, die Zuneigung, die nicht nur die Seelen, sondern auch die von uns für unbeseelt gehaltene Dinge erfüllt und bewegt. Alles vom Sandkorn bis zur Sonne empfindet Zuneigung. „Das Prinzip der „Angelbewegung der Himmelsmechanik“, sagt der Fourierist Toussenel, „ist die Zuneigung. Das höchste Glück der Gestirne wie aller belebten Wesen besteht darin, zu erzeugen, ihre schöpferische Kraft zu bethätigen. Ohne dieses gebieterische Bedürfnis, zu lieben und zu schaffen würden die Welten zu Grunde gehen. Die Planeten, höhere Wesen als ihre Menschen, erzeugen aus und durch sich selbst, sie besitzen das Vermögen, durch Verbindung ihrer Grund-

kräfte zu schaffen. Sie haben die großen Pflichten, das Leben auf sich entstehen zu lassen und es zu hegen und zu pflegen. Jede Schöpfung der Gestirne ist in einem Grundcharakter, in einem Wesen, das den Hauptpunkt bildet, zusammengefaßt. Dieses Wesen ist für den Planeten Erde der Mensch.“

Nach der Theorie Fourier's schaffen die Planeten aber auch durch wechselseitige Mittheilung ihrer Grundkräfte, welche die Schule als „Arome“ bezeichnet, die lebenden Wesen in verschiedenen Arten und mit verschiedenen Charakteren. Das Pferd z. B. „dieses stolze, aristokratische, Schlachten und Jagden liebende Thier, in dessen Haltung man Adel, Ehrgeiz und Ruhm begier erkennt, ist ein Erzeugniß der Ausströmung des Saturn. „Das Roß“, sagt er, „duftet von dem reinsten Arom des Hauptplaneten des Ehrgeizes, dieses prunkenden Himmelsballs, der mit einem Gefolge von sieben Satelliten dahinrollt, der wie ein Gemälde van Dyk's am Firmamente prangt, von dem Arom des Saturn, dessen kriegerischen Sinn man schon an seiner stolzen Haltung und an der prächtigen Farbe der Doppelschärpe erkennt, mit der er so gern seine Seiten umgürtet. Alles an diesem Gestirn ist funkelnd, schreiend und in die Augen stehend, es liebt die Pracht wie das Vollblut.“ Saturn der Hauptplanet des Ehrgeizes, duftet nach den Untersuchungen der Fourieristen „nach Tulpe und Lilie“. Jupiter ist der Hauptplanet des Familienlebens; „an Aroma minder reich als die Erde, duftet er nach Narzisse. Mars ist ein schrecklicher Planet, die von ihm ausgehenden Gestalten des Häßlichen, Giftigen, Garstigen und Abstoßenden sind nicht zu zählen. Uranus dagegen ist der Hauptplanet der Liebe, „er erzeugte auf der Erde die blauen Blumen, aber die Erde besaß moralische Theorien gegen die Liebe, und zur Strafe gab Uranus den blauen Blumen der Erde heilende Kräfte statt des Duftes der Liebe“. Neptun endlich „duftet nach Tabak; denn er ist der Planet, von welchem dieses Kraut stammt, dieses langsame Gift, welches uns durch den Mund athmen und durch die Nase essen läßt“ u. s. w.

Es wird Zeit, daß wir uns nach diesem Wust von Abgeschmacktheiten einer Pseudoastronomie mit ein paar hübschen Scherzen erfrischen. Wir denken dabei zunächst an den Luftschiffer Paal, der nach Edgar Poe's Bericht, vermittelft eines Ballons und eines Apparats mit athembarer Luft, von Rotterdam in neunzehn Tagen in den Mond flog. Er verzeichnete alle seine Erlebnisse und Beobachtungen auf der Reise mit Einschluß seines Aufenthaltes droben auf dem Erdtrabant, wo ihm winzige Menschlein mit seltsamen Sitten und Gewohnheiten begegneten, und führte den Beweis, daß er wirklich dort gewesen, durch einen vom 30. Februar 1830 datirten Brief, den ihm ein Mondmensch für den Bürgermeister Superbus van Underduck mitgegeben.

Wahrscheinlicher Klang Manchem der Inhalt einer Schrift, die angeblich von John Herschel, in Wahrheit aber von dem Amerikaner Locke verfaßt, 1835 erschien und eine Beschreibung des Lebens auf dem Monde enthielt welches Herschel vom Vorgebirge der Guten Hoffnung aus, wo er sich kurz vorher, um astronomische Beobachtungen anzustellen, wirklich eine Zeit lang aufgehalten, durch sein Riesenteleskop beobachtet haben sollte. Es heißt da u. A.: „Nur die Einbildungskraft, auf den Flügeln der Dichtkunst getragen, könnte Gleichnisse aufstellen, um die wilde Erhabenheit der Landschaften zu schildern, wo dunkle Behemothklippen, gleich Wällen in der Luft, über dem Absturz schroffer Abgründe ragten, Waldungen schienen sich mitten in die Luft zu erstrecken.“ Prachtvolle Amphitheater, von größeren und kleineren Hügeln gebildet, ließen Tausende von Rubinen in der Sonne erglänzen, Bäche in Silberschein ergossen sich von den Felsen herab, gelbe Behänge vom reinsten Golde drängten sich als Netzwerk und in Form von Zweigen aus den horizontalen Felsenschichten hervor und umsäumten schmuckvoll die grünen Waldgebirge. Schafe mit Hörnern weiß wie Elfenbein weideten auf den Wiesen neben der Antilope und dem Zebra, Wasservögel in großer Menge schwammen auf den Seen. Ja noch mehr: die Mondmenschen zeigten sich als eine Art geflügelter Geschöpfe: „Sie waren ungefähr vier Fuß hoch und mit Ausnahme des Gesichts mit kurzen, glatten kupferrothen Haaren bedeckt und hatten Flügel, die aus einer dünnen elastischen Haut ohne Haare bestanden, welche hinten zusammengerollt von der Schulterspitze bis zu den Waden herabhäng.“ Diese Flügel hatten eine große Ausdehnung, wenn sie ausgebreitet waren, und glichen in ihrer Bauart denen der Fledermaus. Die Fledermausmenschen wanderten, sich unterhaltend, von Hügel zu Hügel u. s. w. Alle diese Wunder zeigten sich durch das Fernrohr so deutlich, als ob sie nur etliche hundert Fuß entfernt wären.

Das Aussehen welches dieser Bericht erregte, veranlaßte Arago, denselben öffentlich als Mystification zu mißbilligen und zu widerlegen. Für Fachleute bedurfte es dessen nicht. Nichts, was über die Möglichkeit, mit andern Weltkörpern in physische Verbindung zu treten, ihnen mit unsern Sinnen viel näher zu kommen, als jetzt nach den letzten Vervollkommnungen unsrer Beobachtungsinstrumente, behauptet wird, ist begründet. Der Physiker Brandes hat, gestützt auf den Gedanken, daß jedes Vernunftwesen, gleichviel, wie es organisiert sei, geometrische Begriffe haben müsse, den Vorschlag gemacht: Man veranstalte in einer tropischen, ebenen und culturfähigen Gegend von möglichst gleichmäßiger Naturbeschaffenheit eine große Anpflanzung, die in der Vogelperspective eine geometrische Figur bildet und sich als solche möglichst scharf und bestimmt von ihrer Umgebung unterscheidet. Ist diese nun groß genug, um von den etwaigen Mondbewohnern deutlich gesehen zu werden, so werden diese

unsre Nachbarn unsre Absicht errathen und darauf bedacht sein, uns eine entsprechende Antwort zu geben. Die Kosten wären auch dann nicht verloren, wenn die von uns eröffnete Correspondenz unbeantwortet bliebe; wir wüßten dann wenigstens, daß es drüben keine Vernunftwesen gäbe.“ Mädler aber sagt in Betreff eines derartigen Verkehrs zwischen den Erd- und Mondmenschen: „Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß nicht der Mond allein, sondern jeder Weltkörper lebende Bewohner hat.“ „Wo wir Einrichtungen treffen, welche Bewohner möglich machen, können wir diese auch als wirklich annehmen und zugleich versichert sein, daß jeder Weltkörper mit solchen Bewohnern versehen sei, die seiner Naturbeschaffenheit angemessen sind und sich auf ihm ihres Lebens freuen können.“ Mit dieser allgemeinen, mehr ethischen als astronomischen Beantwortung der Frage begnüge man, wie es dann weiter heißt, sich höchst ungern, vielmehr wolle man eine möglichst specielle Auskunft über die körperlichen und geistigen Fähigkeiten und die Lebensweise der Bewohner fremder Welten haben. Insbesondere habe man bei dem uns verhältnißmäßig so nahen Monde zu der Hoffnung berechtigt zu sein geglaubt, durch verbesserte Fernröhre einst noch dessen Bewohner zu sehen, ja selbst die Idee, mit ihnen correspondiren oder gar persönlich zu ihnen zu gelangen, sei ernstlich verfolgt worden. Diese Hoffnung werde sich aber wahrscheinlich nicht erfüllen. „Wenigstens vergessen diejenigen,“ sagt Mädler, „welche von einer fortschreitenden Vergrößerung der Ferngläser Alles erwarten, daß ein größeres Sehwerkzeug die im Zustande der Erdatmosphäre und der täglichen Bewegung liegenden Schwierigkeiten nicht allein nicht hebt, sondern sogar vermehrt, und daß überhaupt stärkere Vergrößerungen nur dann von Nutzen sein können, wenn die Deutlichkeit des Lichtes sich in ganz gleichem Maße erhöht. Schon bei den größten jetzt in Anwendung gebrachten Fernröhren zeigen sich diese Schwierigkeiten dergestalt, daß man ihre volle Kraft nicht bei allen Gegenständen in Anwendung bringen kann, wie denn namentlich der Mond zu denjenigen Objecten gehört, für welche die stärksten Vergrößerungen sich nicht als sonderlich vortheilhaft bewähren. Gelänge es aber auch, mit einer tausendmaligen Vergrößerung noch gute Beobachtungen auf der Mondfläche zu machen so würden die Gegenstände auf derselben immer noch nicht besser erscheinen als mit unbewaffneten Augen in fünfzig Meilen Entfernung, und auch das schärfste Auge ist nicht im Stande, einen Menschen, ein Pferd u. dgl. noch wahrzunehmen, wenn sie eine Meile entfernt sind. Vielleicht aber könnte man Bauwerke auffinden, Heereszüge verfolgen und Aehnliches? Auch hier ist schwerlich etwas zu erwarten. Wenn es uns auch gelänge, ein architektonisches Product von der Größe der Cheopspyramide oder der Peterskirche als ein feines Pünktchen wahrzunehmen, wer deutet uns dieses Pünktchen? Die kleinsten der ihrer Gestalt nach mit einiger

Deutlichkeit wahrnehmbaren Gegenstände sind noch immer vier- bis sechstausend Fuß lang und breit, und auch eine verhältnißmäßig nicht unbeträchtliche Höhe darf ihnen nicht fehlen, wenn man sie von ihrer Umgebung unterscheiden soll. Und daß diese Grenze der deutlichen Sichtbarkeit sich in weit langsameren Verhältnissen vermindern werde, als die Größe und optische Kraft der Fernröhre sich vermehrt, ist außer Zweifel.“

So müßten wir denn darauf verzichten, uns mit unsern Sinnen und den dieselben verstärkenden Instrumenten davon zu überzeugen, daß es auf andern Weltkörpern Menschen oder menschenähnliche Wesen giebt. Selbst der Mond wäre uns in dieser Beziehung verschlossen, die Planeten selbstverständlich noch viel mehr, und von fernen kreisenden Welten derartige Kunde zu erlangen, würde noch millionenmal unmöglicher sein. Die Wahrscheinlichkeit aber, daß es außer der Erde, und zwar zunächst auf den Planeten unseres Sonnensystems denkende und empfindende Wesen und in Folge dessen eine Cultur und Geschichte giebt, ist dadurch nicht ausgeschlossen, ja sie grenzt an Gewißheit. Die dafür sprechenden Gründe hat uns vor einiger Zeit der französische Astronom Flammarion*), dessen Schrift wir im obigen geschichtlichen Ueberblick ausgezogen haben, in wissenschaftlicher Weise ohne irgendwelche Zuthat aus dem Gebiete des Gefühls und der Phantasie vorgelegt, und wir glauben nicht, daß sich gegen die Ergebnisse, zu denen er gelangt ist, mit Grund etwas einwenden läßt. In einem zweiten Artikel werden wir den Weg, den er einschlägt, und das Resultat, das er gewonnen hat, in der Kürze mittheilen.

Pro Nihilo!

Vorgeschichte des Arnim'schen Processes. Erstes Heft. Zürich, Verlagsmagazin. 1876.

Wenn man dem Grafen Arnim nach dem, was sein Proceß über ihn an den Tag gebracht hatte, kaum irgendwelche hervorragende Eigenschaften zugestehen geneigt sein konnte, so belehrt uns diese Flugschrift eines Besseren. Er besitzt eine Stirn, wie sie nicht vielen unter uns gegeben ist. Nicht bloß

*) Sein Buch heißt in der von D. A. Drechsler besorgten, zu Leipzig bei F. F. Weber erschienenen deutschen Uebersetzung: „Die Mehrheit bewohnter Welten. Astronomische, physiologische und naturphilosophische Studien über die Bewohnbarkeit der Himmelskörper. Von Camille Flammarion, Professor der Astronomie zu Paris.“